

Französisches Erwachen

Gegen den defaitistischen Diskurs

ADRIAN LOBE

In der öffentlichen Diskussion in Frankreich hat sich eine neue Disziplin etabliert: der «discours décliniste». Schriftsteller, Journalisten und Gelehrte stimmen in den Chor der Kritiker ein, die Frankreich am Abgrund sehen: die Werte dekadent, die Republik moralisch bankrott. Es ist das Standard-Lamento, dass alles immer schlechter wird. Zu den Vertretern dieser Schwarzmalerei gehören der Philosoph Alain Finkielkraut («L'identité malheureuse»), der Journalist Eric Zemmour («Le Suicide français») und der Schriftsteller Michel Houellebecq («Soumission»), die alle publizistische Erfolge feiern konnten.

Lebendigkeit der Kultur

Der Journalist Laurent Joffrin, Chefredaktor der linksgerichteten Tageszeitung «Libération», wehrt sich in seiner Streitschrift «Le réveil français» gegen diesen defaitistischen Diskurs. Mit Verve trägt er die Lebendigkeit der französischen Kultur vor. «Frankreich ist eines der letzten Länder, wo ein Buch – ein Essay oder Roman – eine nationale Polemik auslösen kann, wo Schriftsteller



Laurent Joffrin: *Le réveil français*. Editions Stock, Paris 2015. 165 S., Fr. 27.90.

Fernsehstars sind, wo sie sich regelmässig in öffentliche Debatten einmischen, wo man sie wie Orakel konsultiert, um ihre Meinung der Aktualität zu liefern, so wie die pointiertesten Experten.» Luzide charakterisiert der Autor das Klagelied der Schwarzmalerei: «Dieses disparate Orchester, das so oft die von Finkielkraut geschriebene Partitur spielt, hört nicht auf, sein Requiem für die alte Nation zu spielen: «Zersetzt von der Globalisierung, stirbt die französische Identität, und die progressive Intelligenz wird zum Komplizen.» Natürlich spitzt der erfahrene Journalist Joffrin die Dinge zu. Doch es bringt die sinistren Absichten der Defaitisten auf den Punkt: «(Sie) erniedrigen Frankreich, um sich hochzuheben, sie malen die Situation schwarz, um ihre gefährlichen Programme zu rechtfertigen.»

Angst nährt Unsicherheit

Joffrins durchaus begründete Sorge ist, dass die Defaitisten zum Stichwortgeber, ja Steigbügelhalter des Front national werden. Ihren Honig saugen sie aus einer kulturellen Unsicherheit, die sich aus einem diffusen Gefühl der Angst speist. Die Nation ist ob der schlechten Wirtschaftslage verunsichert. Joffrin stört sich am Alarmismus der Kassandarufere, die nicht müde werden, Frankreich als den «kranken Mann Europas» darzustellen. Frankreich, konstatiert Joffrin, sei nach wie vor eine der stärksten Volkswirtschaften mit einem beträchtlichen Exportvolumen. Dieser Befund darf allerdings nicht über die Schwächen hinwegtäuschen: Die Zahl der Arbeitslosen liegt auf Rekordniveau, die Staatsverschuldung ist immens. Leider geht die Analyse fehl, wenn Joffrin gegen die «dogmatischen Anweisungen der Orthodoxen» aus Brüssel wettet, deren Medizin nicht weiterhelfe. Frankreich täte gut daran, die Stabilitätskriterien zu ignorieren. Folgt man dieser Logik, hätten die Defaitisten weitere Munition.

Trotz diesen etwas blauäugigen Ausführungen ist es ein rundweg gelungenes Buch, weil es wohlwollend sachlich ist und ohne Alarmismus auskommt. Frankreich, so Joffrins Conclusio, werde die Krise überwinden. Die Reaktion auf den Anschlag auf die Satirezeitschrift «Charlie Hebdo» habe gezeigt, dass das Wertefundament der Republik intakt sei. Diesen «Geist des 11. Januar» gelte es nun fortzutragen.

Deutsche Frage Version 2.0

Rolle und Wahrnehmung Deutschlands im 21. Jahrhundert als «Macht der Mitte» in Europa

Herfried Münkler und Pierre-Frédéric Weber spiegeln die Deutschen von innen wie aussen: Anspruch und Wirklichkeit klaffen nicht nur in Berlin auseinander. Auch bei Deutschlands Nachbarn wird man der Realität nicht immer gerecht.

THOMAS SPECKMANN

Was ist eigentlich mit den Deutschen los? Das fragen sie sich immer wieder selbst. Und das fragen ihre Nachbarn in Europa – gerade in der Griechenland-Krise war dies der Fall. Pierre-Frédéric Weber hat die Entwicklung des europäischen Gefühlshaushalts nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges untersucht. Sein Fokus liegt dabei auf dem Faktor Angst vor Deutschland seit 1945.

Der als Visiting Professor an der Universität zu Szczecin in Polen lehrende französische Germanist, Historiker und Slawist geht in der europäischen Geschichte weit zurück, um erste Spuren dieser Angst vor den Deutschen jenseits der Weltkriege des 20. Jahrhunderts zu finden. Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus ist er fündig geworden: Schon beim römischen Dichter Lukan ist von einem «Furor teutonius» die Rede.

Funktionen von Angst

Für Weber bedeutet dies zwar nicht, dass die Aggressionslust eines germanischen Stammes aus der Antike – bereits im Mittelalter zum geflügelten Wort geworden – eine Realität bezeichnet, die sich über mehr als zwei Jahrtausende nahtlos bis heute verfolgen lässt. Allerdings – und hier weist Weber in seiner

luziden Analyse auf eine in diesen Tagen erneut stark sichtbare Konstante hin – seien Versuche, durch Geschichtsklitterung abstruse Kontinuitäten zu basteln und die Geschichte Deutschlands und der Deutschen in Europa als eine lange Kette von Überfällen auf die Nachbarländer darzustellen, oft angestellt worden, was nicht zuletzt auf politisch-ideologische Motivationen zurückzuführen



Pierre-Frédéric Weber: *Timor Teutonorum*. Angst vor Deutschland seit 1945: Eine europäische Emotion im Wandel. Schöningh-Verlag, Paderborn 2015. 285 S., Fr. 48.70.



Herfried Münkler: *Macht in der Mitte*. Die neuen Aufgaben Deutschlands in Europa. Edition Körber-Stiftung, Hamburg 2015. 203 S., Fr. 25.90.

sei. Weber macht in seiner klug durchdachten und überaus anschaulich verfassten Studie darauf aufmerksam, dass Angsthaben der Selbsterhaltung dienen kann, ihr aber nicht unbedingt dienlich sein muss. Angstmachen hingegen erfülle eine ähnliche Funktion, zumal in der Politik, wo Ängste vor Deutschland besonders im östlichen Europa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts intensiv zur Stabilisierung von Machtverhältnissen zur Anwendung gekommen seien – mit Folgen bis heute. So lösten die Planungen für die deutsch-russische Ostsee-Pipeline Nord Stream 2005 in Warschau heftige Reaktionen

aus, in denen dieses Projekt sogar mit dem Molotow-Ribbentrop-Pakt verglichen wurde.

Ähnlich verhält es sich in Webers Augen auch, seitdem Deutschland infolge der Finanzkrise, die den Euro-Raum weiterhin stark beschäftigt und besonders die staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen der südlichen EU-Mitgliedstaaten infrage stellt, seinen Status als solideste Wirtschaft des Kontinents bestätigen konnte und seine Position in EU-internen Debatten beträchtlich gestärkt hat. Weber beschreibt treffend, wie angesichts der Verlustängste vieler europäischer Politiker in schwächeren Ländern einerseits und zaghafter Reaktionen vonseiten Berlins andererseits auch hier Bilder reaktiviert, Vergleiche angestellt und Parallelen gezogen werden, deren Ziel es meistens ist, Deutschlands Verhalten als Gefahr für Europa hochzustilisieren und aufgrund eines dadurch geschürten Angstgefühls – etwa gegenüber einem mächtigen, egoistischen Deutschland – Druck auf die deutschen Verhandlungspartner auszuüben.

Wie gehen die Deutschen damit um? Wie sollten sie? Herfried Münkler rät zu Geduld und Gelassenheit, gepaart mit politischer Weitsicht und Fingerspitzengefühl, mitunter auch Entschlossenheit. Der Macht in der Mitte des EU-Raums wird es nach der Prognose des an der Berliner Humboldt-Universität lehrenden Politologen und Ideenhistorikers auch in Zukunft obliegen, Europa zusammenzuhalten, den immer wieder neu auftretenden Zentrifugalkräften entgegenzuwirken, divergierende Interessen abzubauen und ausgleichend zu moderieren. Münkler bringt auf den Punkt, was dabei die spezielle Herausforderung für die Deutschen ist: In der Politik würden an

sich immer wieder Fehler gemacht. Aber die «Macht in der Mitte» sei ein Akteur, der sich das am wenigsten leisten könne – für Münkler eines der definitorischen Merkmale dessen, was er als diese «Macht in der Mitte» bezeichnet: eine im Vergleich zu allen anderen Akteuren des politischen Raumes reduzierte Fehlertoleranz.

«Macht in der Mitte» ist bei Münkler zugleich mehr als eine bloss geographische Bezeichnung: Er sieht darin eine politische Position, in der sich erhöhter Einfluss mit gesteigerter Verantwortung verbinde, in der ein Mehr an Macht mit einem Mehr an Verpflichtung zusammenkomme. Münkler blickt hier nicht nur auf die mit mangelnder Konkurrenzfähigkeit gepaarte Überschuldung der südlichen Länder Europas und das Erfordernis, dies zu ändern, um die Zentrifugalkräfte zu begrenzen und die Position Europas in der globalen Ökonomie zu behalten, sondern auch auf die Ukraine-Krise und den Krieg in der Levante, mit denen die Europäer an ihrer Peripherie konfrontiert sind.

Die Mitte in Ruhe geniessen

Ob die Deutschen allerdings bereit und in der Lage sind, dieser Verpflichtung angemessen nachzukommen, bleibt fraglich. Auch Münkler bescheinigt breiten Kreisen der politischen Öffentlichkeit in Deutschland, Mitte als etwas zu begreifen, was man in aller Ruhe geniessen kann, und das tue man umso mehr, je stärker man sich aus den Problemen der Umgebung heraushalte. Damit dringt Münkler zum Kern der heutigen deutschen Frage vor: Der Anspruch der Deutschen an sich selbst wird der Wirklichkeit, der sie nicht entfliehen können, bis jetzt nur unzureichend gerecht.

Armeniens steiniger Weg

Ein Land versucht sich von seiner Vergangenheit zu lösen

ELISABETH WALLIMANN

Der Genozid an den Armeniern kann aus unterschiedlichen Perspektiven erzählt werden. Auch Amalia van Gent und Christina Leumann gehen auf den Völkermord während des Ersten Weltkrieges als zentrales Thema der armenischen Identität ein. Doch die beiden Autorinnen bieten noch viel mehr. Politische Analysen und historische Rückblicke werden durch persönliche Eindrücke und Reisebeschreibungen ergänzt. Durch den Wechsel des Fokus von einzelnen Gegebenheiten zu grösseren Erzählbögen, in denen Amalia van Gent über Jahrhunderte zurückblickt, entsteht ein einzigartiges Bild des Landes im Kaukasus. Die Beiträge der beiden Autorinnen ergänzen sich gut, und das Buch eignet sich als Einstieg in die Geschichte und Kultur dieses Landes.

Folgen der langen Isolation

Christina Leumann erzählt, wie sie in den neunziger Jahren nur über Umwege in das damals isolierte Armenien reisen konnte. In alten russischen Flugzeugen waren Gepäck, Menschen, Schafe und Hunde zusammen untergebracht. Der Preis für den Flug wurde im Voraus mit dem Piloten ausgehandelt. Im Spital Erewan, in dem ihr Mann mit einem Team Erdbebenopfer und viele nierenkranke Kinder behandelte, baute sie eine Kinderbetreuung mit Spiel und Kunst auf. Solche Aktivitäten für kranke Kinder erschienen den Armeniern zu nächst nutzlos, fanden dann aber grossen Zulauf. So entstand auch ein reicher kultureller Austausch.

Im Jahre 1988 brach der Konflikt um das Gebiet Nagorni Karabach mit dem Nachbarland Aserbaidschan aus, in dessen Verlauf sich beide Seiten schwerer Kriegsverbrechen schuldig machten. Im

selben Jahr erschütterte ein vernichtendes Erdbeben das Land. Obwohl es dadurch stark geschwächt war, strebten die Armenier dennoch weiter nach einer Unabhängigkeit von der Sowjetunion. Im Mai 1990 liess die nationale Führung, die sich bereits innerhalb des Sowjetsystems installiert hatte, das Atomkraftwerk Mezamor stilllegen, das ein Drittel der Stromproduktion des Landes abgedeckt hatte.

Unabhängigkeit in Armut

Die Umsetzung des Versprechens der grünen Unabhängigkeitsbewegung unter Lewon Ter-Petrosjan, dem ersten Präsidenten des unabhängigen Armenien, führte umgehend zu einer Energieverknappung. Hinzu kamen Embargos der Nachbarländer. Die Wirtschaft des Landes brach zusammen. Armut und Not trieben zwischen 1990 und 1996 über eine Million Armenier in die Emi-



Amalia van Gent, Christina Leumann: *Den Ararat vor Augen*. Kolchis-Verlag, Wettingen 2015. 230 S., Fr. 31.90.

gration. Während der Bemühungen, ein funktionierendes Staatswesen aufzubauen, konzentrierte sich der wenige Reichtum in den neunziger Jahren bald in den Händen eines kleinen Kreises von Familien. Inzwischen musste das marode Atomkraftwerk Mezamor wieder in Betrieb genommen werden, und der Konflikt mit Aserbaidschan bleibt weiterhin ungelöst. Der Rückblick auf die reiche Geschichte des Landes lässt immerhin Hoffnung für die Zukunft.

Der Europa-Optimist

Wolfgang Schüssels Betrachtungen und Begegnungen

MATTHÄUS KATTINGER

In die Geschichte eingehen wird Wolfgang Schüssel als Tabubrecher, als Kanzler einer im Jahr 2000 von den Partnern in der EU unter politische Quarantäne gestellten Mitte-Rechts-Regierung. Als Mann, der den Rechtspopulisten Jörg Haider politisch hoffähig gemacht hat. So wie die Zeit viele – auch politische – Wunden heilt, so ermöglicht sie aber auch den Vergleich. Und nichts kommt dem Kanzler Schüssel mehr zupass als der Vergleich mit seinen Nachfolgern. Was immer die Kritiker an Schüssels Drang zur Macht, an seiner Eiseskälte als politischer Trickser und Taktierer, auszusetzen haben – mancher räumt mittlerweile ein, dass Schüssel seit Bruno Kreisky der Erste und bisher Einzige war, der als Regierungschef auch wirklich gestalten wollte.

Der Schweige-Kanzler

Schüssel wird aber auch als Schweige-Kanzler in die Politikgeschichte eingehen. Die Zahl seiner Auftritte mit grundsätzlichen Positionsbezügen ist gering – genauso ist Schüssel nach der für ihn unerwarteten Wahlniederlage gegen Kurzzeit-Nachfolger Alfred Gusenbauer als Elder Statesman nicht zu einem Vortragsreisenden geworden. Trotzdem hat Schüssel zu vielen aktuellen Fragen der Zeit grundsätzlichen Stellung bezogen – wovon das Buch der «Begegnungen & Betrachtungen» (so der Untertitel) zeugt. Darin sind zunächst die wenigen öffentlichen Auftritte Schüssels «danach» gesammelt – wie Reden zu Festtagen von mitteleuropäischen Weggefährten wie Helmut Kohl, Miklos Nemeth, Theo Waigel, Janos Martony oder George Weidenfeld. Vor allem aber enthält das Buch die in der Zeit zwischen 2011 und 2014 in der NZZ er-

schienenen Gastkommentare Schüssels. Das Spektrum ist weit, viele der aufgegriffenen Fragen sind noch immer höchst aktuell. Alle diese Kommentare sind vom Bekenntnis des überzeugten Europäers getragen. Sosehr auch die Interessen der Mitgliedsstaaten auseinanderstreben, so gibt es für den Europa-Optimisten Schüssel keine Alternative zur Union. Diese Grundüberzeugung durchzieht auch so heikle und tages-



Wolfgang Schüssel: *Das Jahrhundert wird heller*. Begegnungen & Betrachtungen. Amalthea-Signum-Verlag, Wien 2015. 224 S., Fr. 24.90

aktuelle Beiträge wie «Zuwanderung und Migration», «Die Grösse der Kleinen» oder «Vielfalt statt Einfalt». Natürlich kommt auch der ehemalige Wirtschaftsminister in Schüssel nicht zu kurz. Das zeigt sich ganz besonders bei seinem in mehreren Beiträgen variierten Lieblingsthema «mehr privat – weniger Staat», setzt sich fort in verteilungspolitischen Fragen («Neid und Gerechtigkeit») und kulminiert in der Frage der grundsätzlichen wirtschaftspolitischen Ausrichtung («Jahrhundert-Duell Keynes - Hayek»).

Neben dem Europa-Optimismus durchzieht aber noch eine zweite Grundidee diese Beiträge: der Appell Schüssels an die Politiker, ihrer Verpflichtung und Aufgabe gerecht zu werden, nämlich Entscheidungen zu treffen – wie unangenehm das auch immer sein mag. Mit Verwalten und Fortschreiben allein sei es jedenfalls nicht möglich, dem Titel des Buches gerecht zu werden: «Das Jahrhundert wird heller».